

UMSCHAU

Gegen das schlechte Vergessen

Zu einer Biographie Otto Karrers (SJ) 1888–1976

Die Fähigkeit zu vergessen gehört zum natürlichen Seelenhaushalt, dem individuellen und dem kollektiven. Aber wie alles Menschliche ist auch diese Fähigkeit doppeldeutig. Vergessen ist gut, wenn es davor bewahrt, sich immer wieder so in die eigene Schuld zu vergraben, daß Zukunft unmöglich wird. Das schlechte Vergessen aber verdrängt, was bedacht sein muß. Dies ist eine alte Lehre der Beichtpastoral. Manche kirchenpatriotischen Geschichtsdeutungen, auch hohen Orts beliebt, stimmen da nachdenklich. Es ist deshalb dankenswert, daß *Liselotte Höfer*, noch in Prag zum Dr. phil. promoviert und seit 1958 Mitarbeiterin des Ökumenikers Otto Karrer, eine zwar von Sympathie getragene, aber auf historische Unterscheidung bedachte Biographie dieses lange umstrittenen und heute weithin vergessenen Mannes vorgelegt hat¹.

In der Überschrift dieses Berichts über das Buch muß die Bezeichnung „SJ“ hinter dem Namen in Klammern stehen. Denn seit dem Sommer 1923 gehörte Otto Karrer nicht mehr der *Societas Jesu* an; aber im September 1967 nahm ihn Pater Franz Xaver Walker SJ, wie L. Höfer aufgrund einer Korrespondenz mit diesem mitteilen kann, wieder auf, nachdem er das Einverständnis des Ordensgenerals Pedro Arrupe eingeholt hatte – freilich in formloser und diskreter Rekonziliation (auch deshalb muß hier „SJ“ in Klammern stehen). Fast ein halbes Jahrhundert, angefüllt auch mit Irrungen und Bitternissen, lag zwischen den beiden Daten.

Otto Karrer ist am 30. November 1888 als Sohn einer kleinbäuerlichen Familie in Ballrechten (Südbaden) geboren. Daß dieser katholische Ort im fast ausschließlich protestantischen „Markgräfler Land“ liegt, war eine der Bedingungen dieses Lebens. 1908 zum Theologiestudium in Innsbruck inskribiert, trat Karrer im Januar 1910 in die Gesellschaft Jesu ein. Aus dem normalen Lebenslauf eines jungen deutschen Jesuiten,

wozu man heute auch ungescheut die zarte Neigung zu einem Innsbrucker Mädchen rechnen darf, hebt sich schicksalsträchtig die bereits in der Feldkircher Zeit abgefaßte, 1921 erschienene Biographie „Der heilige Franz von Borja“ (442 S.) heraus. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die eigenen Gehorsamsprobleme des alemannischen Individualisten auf die Darstellung des dritten Ordensgenerals einwirkten, der, verglichen mit Ignatius, auf eine „straffere zentrale Leitung“ (B. Schneider) Wert gelegt hatte.

Entgegen namhaften Zustimmungen und auch einer positiven Rezension in dieser Zeitschrift (103, 1922, 241–249) gab der höchst autoritätsbewußte Ordensgeneral Wladimir Ledóchowski dem Buch Hausverbot, erkannte jedoch die Qualitäten des ihm von Franz Ehrle empfohlenen Autors und beauftragte ihn im Herbst 1922, die Quellen für eine Bellarmin-Biographie zu erforschen. Solches entsprach ordensüblicher Lenkungsmethode, die aber in diesem Fall fehlgriff. Denn Karrer kam bei seinen Studien in Rom zur Überzeugung, das Verfahren dieses Kontroverstheologen sei „ein Unglück, wenn nicht für die Kirche des 16. Jahrhunderts, so doch für das Reich Gottes heute“ (so in einem späteren Rückblick).

Was im Sommer 1923 in einer Audienz bei W. Ledóchowski wirklich vor sich ging, ist unbekannt. Aber Karrers Reaktion war so heftig, daß sie sich aus seinem negativen Rom-Erlebnis und selbst aus der späteren Bemerkung, der Ordensgeneral habe seine Studien dazu verwenden wollen, Bellarmin als einen „Konkurrenz-Kirchenlehrer“ durchzusetzen (die Erhebung erfolgte 1931), allein nicht erklären läßt.

Am 15. Juli 1923 schrieb Karrer in einem Brief: „Ich bin nicht mehr Jesuit“, und am 8. August sprach er in einem Schreiben an seinen Provinzial auch von einem Kirchenaustritt (so L. Höfer aufgrund einer Mitteilung des Provinzarchivars

H. Grünwald SJ). Ende September trat Karrer in das evangelische Predigerseminar in Nürnberg ein und legte ein Aufnahmeexamen ab. Im Dezember 1923 aber war der Prediger-Kandidat (er hatte nicht amtiert) bei seinen Eltern in Ballrechten und sprach sich mit seinem ehemaligen Religionslehrer Meinrad Vogelbacher in Freiburg aus. Die Nürnberger Eskapade hatte mit einer Enttäuschung geendet: Karrer sah sich als Werkzeug einer antirömischen Propaganda. „Nun hatte ich die Quittung. Geistliche hier wie dort...“: so Otto Karrer in einem Brief des Jahres 1962 an P. Maximilian Roesle OSB, der einzigen schriftlichen Quelle, die L. Höfer zu diesen Vorgängen bei ihren intensiven Nachforschungen ermitteln konnte.

In diesem Brief erinnert sich Karrer auch an eine Bemerkung gegenüber dem Ordensprovinzial Augustin Bea anlässlich einer Begegnung am 3. Januar 1924 in Ulm, die M. Vogelbacher vermittelt hatte: „Ich sagte ihm, daß ich bereit sei, alles auf mich zu nehmen. Mit einiger Scheu sagte ich noch: ‚Mir ist, als liege eine providentielle Führung darin‘ – ich dachte an eine ökumenische Bestimmung, ohne daß ich irgendeinen ‚Elan‘ gehabt hätte.“ Was immer dabei dem Bedürfnis eines Mannes in den siebziger Jahren entstammen mag, im Rückblick nach fast 40 Jahren die Kontinuität seines Lebens zu ermitteln: jene Erfahrungen gaben zusammen mit seiner Ballrechtener Jugendzeit seinen späteren Bemühungen um eine ökumenische Verständigung der Christen einen lebensgeschichtlichen Hintergrund.

Die detaillierten Darstellungen L. Höfers zeigen ein eindrucksvolles Bild jener Männer, die dem so tief getroffenen Mitbruder zur Seite standen, angesichts des kirchenrechtlich in Frage stehenden Casus „Öffentlicher Glaubensabfall“ keine Selbstverständlichkeit. Neben dem Freiburger Religionslehrer war dies insbesondere der im Wallis gebürtige Pater Paul de Chastonay SJ, der schon als Novizenmeister in Feldkirch den komplizierten Charakter Otto Karrers kennengelernt hatte. Außer der spirituellen leistete er eine bitter nötige praktische Hilfe: Es war ein Bischof zu finden, der den ins Niemandsland Geratenen aufnimmt. Daß der Bischof von Chur, Georg Schmid von Grüneck, in dessen Porträt dies nicht so recht hineinpaßt, dazu bereit war, ist eine jener

Überraschungen, die historisch schwer aufzuklären sind.

Die Verhandlungen mit der römischen Kurie zogen sich hin, und am 2. Januar 1925 tadelte Chastonay „die Erbitterung und Verachtung“, die er in einem Brief Karrers verspürt hatte. Vor einem Jahr noch hatte dieser an A. Bea von seinem tiefen Schuldbewußtsein geschrieben. Aber Nürnberg war offenkundig nicht nur ein bloßer Ausrutscher und der Rückweg nicht leicht. Im Frühjahr 1925 durfte Otto Karrer erstmals wieder die Eucharistie zelebrieren. Der Bischof von Chur hatte auch die Predigerlaubnis erteilt, die aber von dem für Karrers Wohnsitz zuständigen Bischof von Basel-Solothurn nur widerwillig und eingeschränkt hingenommen wurde. Als weiterer wichtiger Nothelfer sollte sich Carl Ignaz Bossard erweisen, der Pfarrer von St. Paul in Luzern, der den mißtrauisch Betrachteten großzügig predigen ließ (1928 zog Karrer von Weggis, wo er sich seit 1925 aufhielt, nach Luzern in ein Haus, das er bis zu seinem Tod bewohnte).

Erst am 19. Juli 1963 wurde der fast 75jährige von Kardinal Ottaviani, dem Präfekten des Hl. Offiziums, in allen kirchlichen Rechten rehabilitiert, wie Victor Conzemius in seiner Einleitung zur Biographie aufgrund eines Dokuments im Diözesanarchiv Solothurn feststellt. Auch wenn man die ausgeprägte Eigenwilligkeit Karrers, in der Biographie mehr angedeutet, gebührend in Rechnung stellt, bleibt zu bedenken, wie weit da die sich im Leben und Wirken bekundende religiöse Innerlichkeit dieses Mannes und der kirchenamtliche Respekt davor auseinander gingen.

Der Luzerner Kirchenhistoriker Victor Conzemius, der es übernahm, diese Biographie „zu betreuen und zu bearbeiten“, was angesichts des immer weit in die Kirchengeschichte ausgreifenden Temperaments der Verfasserin sicher nicht leicht war, stellt in seiner „Einleitung“ die Untersuchung zurück, ob „der Einzelgänger Karrer einer eigenständigen Theologie im katholischen Schweizer Raum“ Hilfe geleistet habe. L. Höfer referiert aus den wichtigsten Publikationen, ohne daß sich daraus ein theologisches Gesamtbild ergeben kann (so dankenswert die Informationen über die ja nicht mehr präsenten Schriften sind). Sicher war der Umstand, daß Otto Karrer seinen

Lebensunterhalt als Schriftsteller erwerben mußte (kein Ruhmesblatt der Oberen), oft genug nachteilig. Die Kartei der Zentralbibliothek Luzern umfaßt 716 Titel, von denen 468 in der Biographie aufgeführt sind.

Otto Karrers sehr persönliches Interesse galt der Mystik, insbesondere Meister Eckhart (der Rat des P. Chastonay, damit zu warten, bis das römische Verfahren abgeschlossen ist, war klug, beweist jedoch, wie wenig da eine souverän-freiheitliche Gesinnung zu erwarten war). Sammlung und Einleitung von Texten (so von Augustinus, Ignatius von Loyola, Franz von Sales, Newman) entsprachen Karrers besonderer Begabung. Das „Liturgische Gebetbuch aus den ersten christlichen Jahrhunderten“ (1928, 304 S.) zeigt sein Streben nach einer Erneuerung des geistlichen Lebens in der Gemeinde, so auch sein „Liturgisches Meßbuch für Kinder“ (1936). Das Buch „Seele der Frau. Ideale und Probleme der Frauenwelt“ (1932, 224 S.) entsprang den Erfahrungen seines offenkundig höchst intensiven seelsorgerlichen Wirkens, das vielfach beargwöhnt wurde. Die Beschäftigung mit der christlichen Mystik führte zur Frage nach dem universalen Heilswillen Gottes, die in dem Buch „Das Religiöse in der Menschheit und das Christentum“ (1934, 264 S.) angegangen wurde. Otto Karrer hatte ein sehr sensibles Gespür für die andrängenden Probleme, die er sozusagen in „Pilotprojekten“ aufgriff, zunehmend in ökumenischer Perspektive, ausdrücklich im Buch „Um die Einheit der Christen. Die Petrusfrage“ (1953, 228 S.). Seine Übersetzung des Neuen Testaments (1950, 1967) wird wegen ihrer sprachlichen Schönheit noch heute von Älteren geschätzt, wenn auch der exegetische Kommentar, so sehr Karrer darauf bedacht war, die interkonfessionelle Forschung zu beachten, nicht mehr genügt.

Eine Geschichte der katholischen Publizistik jener Jahrzehnte hätte ein Kriterium darin, in welchen Zeitschriften und Verlagen Karrer zu Hause war. Mit dem Verlag „Ars sacra“ in München hatte er einen festen Vertrag, später einen treuen Verlegerfreund in Josef Knecht. Daß die konservative schweizerische Zeitung „Vaterland“ ihm die Spalten öffnete, ärgerte die „Schweizerische Kirchenzeitung“. Otto Karrers Gesinnung entsprach Carl Muths „Hochland“ und dann nach

1945 insbesondere der „Christliche Sonntag“, in dessen Herausgeber Karl Färber er eine Art Schicksalsgefährten gefunden hatte.

Karrer blieb bestimmten Kreisen äußerst verdächtig, wie die Biographie und vor allem auch die Einleitung von Victor Konzemius belegen. Einen Höhepunkt erreichten diese Invektiven, als in Rom die Indizierung (18. März 1942) des kleinen Buchs „Gebet, Vorsehung, Wunder“ (1941) erreicht wurde, in dem Karrer im Blick auf die Zeitlage und die Frage, wie Gott dies alles zulassen könne, die für das christliche Bittgebet nötige religiöse Gesinnung gegen die alte „Do ut des“-Mentalität nicht ohne Mißverständlichkeit betont hatte. Zusätzlich wurde ein Predigt- und Vortragsverbot verhängt, vermutlich vom Baseler Bischof Franz v. Streng veranlaßt. Es wurde im Spätsommer 1943 wieder aufgehoben. Die indizierte Schrift war sicher nicht Karrers stärkste Arbeit; aber welche Art von Sorgen hatte da die römische Kurie in einer solchen welt- und kirchengeschichtlichen Situation.

Augustin Bea, der um vorbeugende Vermittlung angegangen wurde, als sich das Gewitter zusammenzog, hatte am 28. Dezember 1941 an Karrer einen bemerkenswerten Brief geschrieben: „Sie haben von unserem Herrgott eine nicht ganz gewöhnliche Gabe bekommen, die Wahrheiten schön und interessant darzustellen und sie auch gebildeten Laien schmackhaft zu machen. Warum nun diese Gaben nicht ausnützen, um die ‚solida doctrina‘ der Theologen darzustellen und damit wirklich etwas Gutes zu bewirken?“ L. Höfer kommt mit dem Verhalten A. Beas im ganzen „Fall Karrer“ nicht leicht zurecht und entschuldigt ihn mit der Taktik; aber A. Bea hatte ja damals das Zweite Vatikanum noch vor sich. Wie es freilich dem christlichen Glauben am Ende des zweiten Jahrtausends ergeht, wenn nur die „solida doctrina“ betrachtet werden darf, dies ist eine offene Frage geblieben.

Otto Karrer, der bereits am 29. März 1942 in St. Paul zu Luzern seine Unterwerfung unter die römische Entscheidung erklärt hatte, fand in dieser für ihn ja auch finanziell schwierigen Lage vielerlei brüderlichen Beistand, so auch von Hugo Rahner, dem er zum letzten Mal 1965 in Natters begegnete, als dieser wahrhaft verehrungswürdige Jesuit bereits von der tödlichen Krankheit

gezeichnet war (die Schilderung dieses Treffens gehört zu den schönsten Partien der Biographie).

Victor Conzemius bemerkt, daß Otto Karrer vom schweizerischen Protestantismus erst nach 1945 ernsthaft zur Kenntnis genommen wurde. L. Höfer stellt dessen bedeutenden Anteil an den sich jetzt bildenden ökumenischen Gesprächskreisen ausführlich dar, ohne die vielfältigen Probleme zu übersehen. Sachlich bemerkt sie, daß man von einer „offiziellen Funktion“ Karrers beim Zweiten Vatikanischen Konzil „kaum“ sprechen könne, referiert aber dessen sehr bedeutsame publizistischen Äußerungen. Dankenswert hat Victor Conzemius das „Konzilsmemorandum“, das Karrer 1959 an viele Kardinäle, Bischöfe und Theologen, sogar an Konrad Adenauer geschickt hatte, das aber bemerkenswerter Weise nirgends erhalten ist, aus einer französischen Übersetzung (Diözesanarchiv Fribourg) rekonstruiert. Der Text bekundet die langjährigen Erfahrungen des Ökumenikers; seine Überlegung hinsichtlich des Zölibats, die „Praxis der Urkirche“ zu erneuern, darf wohl nicht einmal als ein Ausgriff in die Zukunft gewertet werden. Ein „nichtregistrierter Konzilsvater“, wie ihn nach L. Höfer Freunde genannt haben, war Karrer, den auch A. Bea auf Distanz hielt, nur insofern, als er zu jenen Männern gehört, ohne deren lange vorausgehendes Wirken dieses Konzil nicht zustande gekommen wäre – und dessen Texte ohne Nachfolger gleichen Geistes zum Zitatensreservoir absinken könnten.

Die von M. Roesle OSB und dem mit Karrer befreundeten evangelischen Altkirchenhistoriker Oskar Cullmann herausgegebene Festschrift (1959) zum 70. Geburtstag erschien mit dem Imprimatur des Abtes von Einsiedeln (die Verlags-

verbindung Josef Knecht und Evangelisches Verlagswerk war damals noch sehr anstößig; römische Schwierigkeiten aber erledigten sich still beim Pontifikatswechsel). Im Jahr 1960 kam es noch einmal zu einem grotesken „Nachspiel“, als der Freiburger Generalvikar Ernst Föhr, ein verdienter Zentrumsolitiker und Finanzfachmann, aber nicht gerade ein Theologe, Zensurschwierigkeiten wegen Karrers Beitrag „Spiritualität und Dogma in ökumenischer Fragestellung“ zur Geiselmann-Festschrift aufbaute. Aber sein Nachfolger Robert Schlund machte Karrers Heimatdiözese alle Ehre, als er 1971 einen Beitrag zu dessen Ruhegehalt anbot, den für einen Schweizer Bürger (seit 1935) anzunehmen dann die Luzerner doch zu stolz waren.

Otto Karrer ist am 8. Dezember 1976 in hohem Alter gestorben und wurde an der Südseite der Luzerner Hofkirche begraben. L. Höfers Biographie ist ein würdiges Denkmal dieses Mannes und eine Erinnerung für alle, denen lange Zeit, wie Eugen Walter in „Christ in der Gegenwart“ schrieb, das Haus Steinhofweg 20 in Luzern eine wichtige Adresse war. Kirche als „Gemeinschaft“ hatte sich „unten“ verwirklicht, wenn man da „unten“ und „oben“ unterscheiden darf – in all den vielen, denen Otto Karrer beigestanden war, und all den vielen, nicht zuletzt Angehörigen der Societas Jesu, die ihm in seinen Nöten zur Seite waren.

Oskar Köhler

¹ Liselotte Höfer: Otto Karrer 1888–1976. Kämpfen und Leiden für eine weltoffene Kirche. Unter Mitarbeit und mit einem Vorwort von Victor Conzemius. Freiburg: Herder 1985. 480 S. Lw. 48,-.